

HOHE Luft

Für alle, die Lust am Denken haben



Lisa Eckhart
und die
Cancel Culture

Schwerpunkt
Arm und Reich

Wie viel ist
genug?

*AUSSERDEM: Von der Kunst der Selbstverteidigung
Wie frei bin ich? // Das Ende der Authentizität // Warum
man Gottlob Frege lesen muss // Männer und Mode*

Von Geld, Abhängigkeit und Solidarität

Sarah Kessler ist Journalistin. Bevor die 28-Jährige den Schritt in die Selbstständigkeit wagte, stellte sie sich zahlreiche Fragen zu finanzieller Unabhängigkeit, tradierten Rollenbildern, Altersarmut bei Frauen und vielem mehr. Text: Sarah Kessler

Du bist verrückt«, sagten die einen. »Du musst deiner Intuition folgen«, sagten die anderen. Egal wie unterschiedlich vor anderthalb Jahren die Gespräche im Bekanntenkreis darüber, ob ich mich selbstständig machen sollte, auch verliefen, es gab ein Argument, das in dieser Zeit immer wieder auftauchte – und das mich jedes Mal aufs Neue wütend machte: Ich solle mir nicht solche Sorgen machen, sagten manche, im Zweifel würde mein Freund mich doch auffangen, denn der habe ja ein geregeltes Einkommen.

Das war vermutlich nett gemeint. Was bei mir jedoch ankam, war die Erkenntnis, dass die finanzielle Unabhängigkeit auch von den Frauen in meiner Generation noch viel zu oft geopfert wird. Dabei sollten wir doch inzwischen gelernt haben, dass ernsthafte Emanzipation nicht ohne finanzielle Unabhängigkeit geht.

In einem Punkt hatten meine Freund:innen jedoch sicher recht: Meine Fallhöhe hält sich in Grenzen. Ich habe eine familiäre Situation, die mich durchaus privilegiert. Denn nicht nur mein Lebenspartner verfügt über ein Einkommen, das mich für eine gewisse Zeit zur Überbrückung mittragen könnte, sondern auch meine Eltern stehen ideell und finanziell hinter mir.

Sollte meine Freiberuflichkeit nach hinten losgehen, würde ich nicht meine Wohnung verlieren, und ich müsste den restlichen Monat auch nicht von Nudeln leben. Ich müsste lediglich meinen Stolz schlucken und in meinem engsten

Umfeld um Unterstützung bitten – wohlwissend, dass ich sie bekommen würde.

Doch genau das ist für einen beachtlichen Teil unserer Gesellschaft nicht selbstverständlich. Laut Zahlen des Statistischen Bundesamtes waren im Jahr 2020 in Deutschland 20,4 Prozent der Menschen von Armut oder sozialer Ausgrenzung betroffen. Die meisten von ihnen sind Frauen. Bedeutete meine Möglichkeit, die Freiberuflichkeit zu wagen, also bereits finanzielle Unabhängigkeit? Im Notfall eben mit Daddy als Back-up?

Ich sage jein und fühle nein. Ich fühle nein, weil ich in dieser Option nicht unabhängig im engeren Sinne bin. Ich bin von dem Wohlwollen meiner Familie, meines Partners abhängig. Ich sage jein, weil nun einmal nicht alle Menschen reiche Eltern haben. Es wäre vermessen, dies nicht anzuerkennen.

Dennoch werden wohl die meisten mein Nein-Gefühl teilen. Denn wer auf finanzielle Unterstützung angewiesen ist, befindet sich in einer Abhängigkeit, und gerade wir Frauen waren viel zu lange abhängig von irgendwelchen Familienpatriarchen.

Nicht umsonst zählte die gleichberechtigte ökonomische Situation von Frauen seit jeher zu den zentralen Fragen im feministischen Diskurs. Noch bevor aktiv das Wahlrecht für Frauen gefordert wurde, kämpfte die erste Generation der Frauenbewegung für ein Recht auf Arbeit – weil sie der Über-

zeugung war, nur über die ökonomische Gleichstellung Autonomie zu erhalten. Es sollte tatsächlich noch bis 1957 dauern, bis Frauen auch in Deutschland ohne die Zustimmung ihres Mannes erwerbstätig werden durften.

Deshalb machte es mich so wütend, wenn meine Freund:innen versuchten, mich mit ihrem Argument in (falscher) Sicherheit zu wiegen. Hatten sie nicht von der Generation unserer Mütter gelernt – der klassischen Teilzeit-Generation im Alleinverdienermodell? Alles wunderbar, bis die Ehe den Bach runtergeht und frau plötzlich feststellt, dass die eigene finanzielle Situation keineswegs rosig und das Thema Scheidung damit vom Tisch ist.

Aber was bedeutet denn nun finanzielle Unabhängigkeit? Ist es der Umstand, dass ich mit meinem Nettogehalt sämtliche Lebenshaltungskosten tragen kann? Ich erinnere mich genau an das Triumphgefühl, als ich das erste Mal einen gesamten Monat nur über journalistische Aufträge finanzieren konnte. Zugegeben, es reichte vielleicht nicht für den Gang zum Biomarkt, stattdessen kaufte ich im Discounter ein, aber den ein oder anderen After-Work-Drink konnte ich mir genehmigen. Ich fühlte mich wie Superwoman.

Aber natürlich hielt dieser Höhenflug nicht dauerhaft. Die Lücken, die die ersten Monate meiner Freiberuflichkeit in mein Finanzpolster gerissen hatten, würde ich mit diesem knappen Budget nicht so schnell wieder schließen können. Geld zum Sparen für die – ziemlich sicher drohende – Gasnachzahlung oder zum Investieren in Sparpläne fürs Alter fehlte ebenfalls. Finanzielle Sorgen setzten mich unter Druck, jeden Auftrag anzunehmen, den ich kriegen konnte. Mit einer 40-Stunden-Woche hatte das schon lange nichts mehr zu tun.

Gehen wir also einen Schritt weiter und stellen uns folgende Situation vor: Mein Nettoeinkommen ermöglicht es mir, sämtliche Lebenshaltungskosten inklusive Freizeitaktivitäten zu bezahlen. Ich kann mir einmal im Jahr zwei Wochen Familienurlaub finanzieren, und beim Kauf der Weihnachtsgeschenke fällt es mir nicht auf, dass mir als Selbstständige niemand Weihnachtsgeld zahlt. Wenn ich einmal den Wunsch nach Kindern verspüre, muss ich mir nicht die Frage stellen, ob ich mir diese überhaupt leisten könnte. Dazu kann ich jeden Monat einen ausreichenden Betrag zur Seite legen, der auf meine Altersvorsorge einzahlt.

Damit hätte ich wohl im Sinne des feministischen Diskurses, von dem ich bereits gesprochen habe, finanzielle Unabhängigkeit erreicht. Schließlich wäre ich in der Lage, ausschließlich durch meine eigene Erwerbstätigkeit mein Leben frei nach meinen Vorstellungen zu gestalten und selbstständig zu finanzieren. Ich stimme dieser Einordnung zu.

Neunmalkluger mögen nun einwenden, dass auch diese Situation keine vollkommene Unabhängigkeit abbildet, denn ich muss noch immer auf eine ausreichend gute Auftragslage vertrauen oder im Äquivalent der Festanstellung auf die Bestandskraft meines Arbeitsverhältnisses setzen. Aber bin

ich wirklich erst finanziell unabhängig, wenn ich entweder gut geerbt habe oder mir auf anderem Wege ein Privatvermögen ansammeln konnte, das mir die Freiheit lässt, nie wieder arbeiten zu müssen?

Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung, die bei Frauen in Deutschland aktuell bei etwa 83 Jahren liegt, müsste ich in den nächsten anderthalb Jahren gute zweieinhalb Millionen Euro ansparen, um ab meinem 30. Lebensjahr nicht mehr arbeiten zu müssen – gerechnet mit 50000 Euro pro Jahr, was sicher einem guten Gehalt entspricht, aber auch nicht utopisch hoch liegt. Was jedoch utopisch ist, ist, diese absolute Summe zu erreichen.

Ist finanzielle Unabhängigkeit also ein Luxusgut? Ich sage: »Ja!« – und meine dabei die unbedingte Unabhängigkeit. Vielleicht ist es an der Zeit, Unabhängigkeit neu zu definieren und Ambiguitäten auszuhalten. Vielleicht müssen wir es nämlich gar nicht allein schaffen, denn Menschen sind keine Einzelkämpfer:innen. Zum Problem wird Abhängigkeit erst, wenn sie einseitig besteht, zum Beispiel weil wir Lohnarbeit wertvoller definieren als Care-Arbeit.

Man muss keine Wirtschaftsweise sein, um vorausagen zu können, dass das Alleinverdienermodell nicht nur ideell ein Auslaufmodell wird, sondern in Zukunft schlicht nicht mehr für die breite Gesellschaft zu erwirtschaften ist. Zeiten des Umbruchs sind immer Anlass, um Altdefiniertes neu zu überdenken. Ist es also an der Zeit, sich in Teams, in Solidargemeinschaften, zusammenzuschließen, sämtliche Aufgaben des Haushalts und der Erwerbstätigkeit auf alle Schultern zu verteilen und vertraglich allen Beteiligten ein gleich großes Stück vom Kuchen zuzusichern?

Das mag nach einem Widerspruch dazu klingen, wie Unabhängigkeit traditionell definiert wird. Doch es ist der Versuch, jenem neoliberal geprägten Verständnis von finanzieller Unabhängigkeit etwas entgegenzusetzen, das auf Unterstützung und Verhandlung setzt. Das als Gegenstück zur Unabhängigkeit der Frau nicht die Abhängigkeit per se sieht, sondern einseitige Abhängigkeit. Denn nur wer seinerseits keine Verhandlungsmasse besitzt, befindet sich in einer solchen Abhängigkeit.

Natürlich ist dies erst der Anfang eines Gedankenexperiments, das viele Fragen aufwirft. Mit einer solchen Frage möchte ich auch enden und dazu einladen, über neue Formen der Solidargemeinschaft nachzudenken, die über den engsten Familienkreis oder die Partnerschaft hinausgehen. Warum nicht einander auch in engen Freundschaften wechselseitig finanziell unter die Arme greifen, wenn es notwendig ist?

Und dürfen Männer Teil dieser Solidargemeinschaften werden, oder sollten wir Frauen exklusiv solidarisch miteinander sein und somit dem klassischen Bild der heteronormativen Ehe, in welcher der Mann arbeitet und die Frau in Teilzeit nur ein »nettes Taschengeld« dazuverdient, den symbolischen Mittelfinger zeigen? •